

(Nachdruck verboten.)

12]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

„Darf ich Ihnen, teuerste Komtesse, Herrn Doktor Grabaus vorstellen? Ein sehr bedeutender Professor aus Jena,“ sagte Pischütt und wandte sich zu einer anderen Gruppe.

Grabaus machte seinen Diener und fügte dann hinzu: „Das gnädige Fräulein hat sich versprochen. Nicht Grabaus, sondern Grabaus. Kein bedeutender Professor, sondern ein simpler Privatdozent.“

„Sie sind aus Jena?“ fragte die Komtesse, ohne eine Miene zu verziehen.

„Allerdings.“

„Dann wohnen Sie ja in derselben Stadt wie mein Todfeind, der Professor Hädel.“

„Hädel — was hat der Ihnen denn getan?“

„O, dieser Mensch, der so abscheuliche Bücher schreibt, von Unwissenheit und Arroganz strotzend! Ich hasse ihn!“

Das sagte sie mit dem ruhigsten Gesicht, während sie ihre Hände hinter dem Rücken verschränkte. Nachdem sie dann zwei oder drei Sekunden geschwiegen und Grabaus kaum Zeit zum Staunen gelassen hatte, fuhr sie fort:

„Sie dürfen sich nicht wundern, Herr Doktor, wenn ich etwas einsilbig und schau bin. Ich bin noch gar nicht wieder an den Trubel der westlichen Kultur gewöhnt.“

„Wo sind Komtesse denn gewesen?“

„Ich habe mich zwei Jahre auf Ceylon aufgehalten. Teils meiner Gesundheit wegen, teils um den Buddhismus und die Theosophie an ihren Quellen zu studieren. O, wie schön war es dort, im stillen, vornehmen Schweigen der heiligen Tempel! — Haben Sie schon Tee, Herr Doktor?“

Sie war an den Tisch getreten, auf dem Teeschalen und Schüsseln mit kleinem Gebäck standen.

„Es ist echter Tee, den ich aus Ceylon mitgebracht habe. Das einzige, was mich hier heimlich berührt. Nehmen Sie Rum oder Milch dazu?“

„Danke, nur Zucker.“

Es fiel Grabaus auf, daß die Komtesse, als er die dargereichte Tasse ergreifen wollte, diese schnell auf den Tisch setzte. Ein Herr sprach sie an, und Grabaus wollte gerade einen Schluck trinken, als Pischütt sich wieder an ihn drängte und fragte:

„Nun, sind Sie nicht bezaubert von der Komtesse? Ist sie nicht ein hochbedeutender Mensch? Haben Sie ihre Hände gesehen?“

„Die hielt sie ja immer auf dem Rücken.“

„Das ist Ihnen aufgefallen? Sind Sie ein feiner Beobachter! — Sie gibt nämlich niemandem die Hand, selbst ihren Eltern nicht. Nur in seltenen Ausnahmefällen. Es gehen nämlich magnetische Strahlen von ihren Händen aus. Sie kann damit Heilwunder tun.“

„Was?!“ sagte Grabaus, von all dem Wunderbaren schon ganz verdrießlich gestimmt.

„Auf mein Wort! Ich habe es selbst beobachtet. Ich kam mit entsetzlichen Kopfschmerzen hierher, aber ein paar leise Striche genügten, damit sie vollständig verschwanden. — Aber jedesmal, wenn die Komtesse solche Kuren ausgeführt hat, ist sie selbst vollständig geschwächt. — Hat sie Ihnen von Ceylon erzählt? Sie war dort wegen — sie ist nämlich durch und durch krank. Aber ein ganz außergewöhnlicher Mensch! — Kommen Sie, wir wollen uns weiter vorn hinsetzen.“

Nebenan hatte nämlich jemand ein schüchternes Klöcklein ertönen lassen, worauf alle nach vorn drängten. Nur einige ältere Herren machten es sich in den Lehnstühlen des ersten Zimmers bequem. Grabaus nahm wohl oder übel neben Pischütt auf einem der im Halbkreis aufgestellten Rohrstühle Platz.

Vor einem lächerlich kleinen Rednerpult stand die Gräfin und blickte mit schüchternem Nacheln um sich, während sie von Zeit zu Zeit die kleine Schelle bewegte, als könnte sie dadurch dem Geflüster und dem Rücken der Stühle ein Ende machen. Als endlich alle sich gesetzt hatten, sagte sie:

„Ich erkläre also unseren heutigen Abend — oder vielmehr, ich soll ja logischer sagen, da wir uns nachmittags zusammenfinden — unsere heutige Zusammenkunft für eröffnet und erteile das Wort — aber — — ach, ich wollte ja noch sagen —“

Darauf teilte sie mit, daß in einigen Tagen das Konzert eines blinden Organisten unter Mitwirkung mehrerer der Gesellschaft wohlbekannter Herren und Damen stattfinden würde. Sie hoffte, daß die Anwesenden recht zahlreich erscheinen würden. Karten könne man bei ihr bekommen. Darauf berichtete sie noch über den vergangenen Donnerstag, von dem, wie sie glaubte, alle die reichsten Anregungen mitgenommen hätten. Nachdem sie dann einige Augenblicke geschwiegen und verschiedene auf dem Pult verstreute Zettel aufgehoben hatte, wandte sie sich, immer verlegener geworden, an ihren Gatten:

„Ach, Erich, mehr war wohl nicht?“

Als dieser dann den Kopf schüttelte, fuhr sie fort:

„Nun, dann erteile ich das Wort unserem lieben Baron von Toll. Wir hatten diesen Vortrag schon seit Wochen erwartet und schon das Schlimmste befürchtet —“

„Daß er ausfallen würde,“ rief der Graf dazwischen, als einige lüchelten.

„Ja, natürlich. Was denn sonst?“ fragte die Gräfin etwas pikiert. „Also Herr Baron von Toll hat das Wort.“

Nachdem sie geschlossen, begann wieder allgemeines Stuhl-rücken, und das diskrete Flüstern wurde wieder laut. Pischütt hatte während der ganzen Zeit mit ihrem Nachbarn sehr ungeniert geplaudert und ihm die Verühmtheiten gezeigt. Sie ging mit dem Vorbeer sehr verschwenderisch um und war immer ganz erstaunt, wenn Grabaus einen Namen nicht kannte.

„Sehen Sie mal da hinten, die schöne Frau Platen. Finden Sie sie wirklich so schön? Dort in der Ecke neben Herrn Gebhard.“

Nur undeutlich konnte Grabaus die dort Sitzende gewahren, da ein Teil ihres Gesichtes durch die breite Sutfrempe beschattet war. „Marie Luise — Marie Luise“ klang's wie der Nachhall von gestern in ihm, doch mit erstorbenem Ton, der jeden Zauber verloren hatte. Fast mit kühler Neugier richtete er seinen Blick in die Ecke.

„Schön sind eigentlich nur ihre Augen,“ flüsterte Pischütt. „Oder gefallen Ihnen solche Gesichter?“

Grabaus runzelte als Antwort nur die Stirn und deutete mit den Augen auf den Baron, der, nachdem er noch einen Blick in den Spiegel geworfen und das goldene Totenköpfchen aus seiner Krawatte hervorgezupft hatte, neben das Rednerpult getreten war. Mit lässiger Bewegung lehnte er seinen Arm auf, zog den Bleistift aus der Tasche, und nachdem er diesen mit suggestivem Blick betrachtet hatte, stieß er plötzlich eine Reihe von Worten hervor.

Unruhig und aufs äußerste verstimmt, ließ Grabaus seine Augen über die Gesellschaft schweifen. Alle wie sie dasahen, schienen nur mit sich selbst beschäftigt, nur darauf bedacht, eine möglichst vorteilhafte und gefällige Stellung einzunehmen, ein kokettes oder bedeutendes, skeptisches oder tief ernstes Gesicht zu machen. Nirgendwo war ihm je so sehr aufgefallen, wie innerliche Verlogenheit sich äußerlich in Mienen und Haltung ausprägt. Was für Menschen sind das alles! dachte er in aufwallendem Zorn. Nichts ist bei ihnen echt! Selbst ihre Narrheit, ihr Blödsinn ist noch Koketterie. Er blickte den Baron an, der von Zeit zu Zeit immer an seiner Busennadel zupfte. Dieser Baron wollte offenbar kein Redner sein, sondern ein Plauderer. Er versuchte sichtlich, die Hörer an das spontane Geborenwerden seiner Worte glauben zu machen. Deshalb stocherte er manchmal, zauderte, suchte, stotterte wohl gar ein wenig. Aber man hatte trotzdem das Gefühl, daß er jedes Wort genau vorher wußte. Es war ein Versteckspiel, wie Erwachsene es mit Kindern treiben, die sie längst gesehen haben, aber dennoch eifrig suchen. Dabei begann er fast jeden Satz mit „Ich“ — und fuhr fort mit „Niessche“. Was er sagte, war weder klug noch dumm, aber er hätte die glänzendsten Sachen aussprechen können, in diesem eillen Munde wäre selbst platonische Weisheit zu äffischer Spielerei geworden.

Mein Gott! dachte Grabaus in wachsendem Zorn, darum hat Niessche sein Lebelang die Menschen geflohen! Das heißt Unsterblichkeit, daß jeder Ged mit dem Wehrlosen Schindluder

reiben darf. Das ist Ruhm! Das ist das Los der Größten! Aber nein, nein! Hier sind bloß Karikaturen. Die wirklichen Menschen sind ganz wo anders.

Ein Windstoß schlug gegen das Fenster, und wie er fauend verrauschte, trug er auf seinen Schwingen die Gedanken des Hornigen mit fort. Da draußen, da draußen! Wie schön mußte es jetzt im Wald sein auf einsamen Wegen. Wie könnte ich dort mein jubelndes Herz frei austoben lassen. Wenn's möglich wäre! Wenn was draus würde. Ein Erbeherer im fremden Lande. Deutschen Geist erwecken in feindlichen Herzen. Es muß sein! Es muß! Dann könnte mir widerfahren, was da will, ich hätte doch das größte Glück des Lebens gekostet. — Ja, schön mag sie sein — schob es ihm durch den Kopf, als sein Blick auf das feine Profil der in der Ecke Sitzenden fiel — aber was geht mich Schönheit an?! Und Liebe. Dies Spiel mit Weibern! Ein hübsches Spiel für Leute, die nichts Besseres kennen. Schön mag sie sein. Marie Luise — Marie Luise. Aber schau nur, wie eitel sie ist, wie sie den dänischen Handschuh abstreift und ihre weiße Hand liebkost. Wegen die alle hier lob' ich mir doch mein Weib zu Haus. Die ist wenigstens ehrlich. Gibt sich, wie sie ist. Verdienet Geld, schaff Kleider und Brot! Ja, ja, das alles wird ja nun auch kommen. — Jetzt gehen die Kinder zu Bett. Mamma! Kind bete für mich. Weiß Gott, schön wär's, schöner als hier, jetzt zu Haus zu sitzen und selbstgepflanzte Kartoffeln zu essen.

Der Baron hatte seinen kurzen Vortrag geschlossen, und es war, als wenn die Anwesenden durch ihn nicht nur die Erscheinung Friedrich Nietzsche erst kennen gelernt hätten, sondern als wenn diese Erscheinung auch geradezu wie eine Offenbarung auf alle gewirkt hätte. Die eben noch zerstreut und soletzt dasidigen Damen klatschten wütend Beifall. Einige Uebereifrige sprangen auf und umringten den Baron. Selbst im Nebenzimmer erwachten die Schläfer und vermehrten den Applaus durch die Kraft ihrer Hände. Immer größer wurde der Kreis. Pschütt stand in der vordersten Reihe. Aber auch unter den Entfernteren war nur eine Stimme der Begeisterung.

Plötzlich allein gelassen, in einer großen Leere, von diesen auf einen Punkt zusammenschließenden Gluten, trat Grabaus auf den Maler zu, der mit Frau Platen und einigen Herren in der Ecke stehen gelieben war.

„War doch wirklich 'ne großartige Leistung?“ sagte Gehard. „Eine Vortragsweise, deren sich kein Professor hätte zu schämen brauchen.“

„Ja, wenn das ein Lob ist,“ erwiderte Grabaus.

„Na, jedenfalls sind wir mal wieder klüger geworden. — Ich habe nämlich über Nietzsche schon so viel gehört, daß ich nie dazu gekommen bin, ihn selbst zu lesen. Aber erlaube mal — darf ich Ihnen, gnädige Frau, meinen Freund, Doktor Grabaus, vorstellen?“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottewich.

Wie eine Pflanze allenthalben rings um ihren Stamm Ausläufer entsendet, die zu neuen Pflanzen aufwachsen, ebenso groß und stark wie ihre Mutter selbst, so sieht auch die Naturwissenschaft aus ihrem Schoße eine große Menge von Wissenschaftszweigen hervorgehen, die in selbständigem Wachstum eine ungeahnte Ausdehnung erreichen. Obwohl seit langen Jahrzehnten in Blüte, entfaltet diese nun schon alte Wissenschaft immer neue Triebe, die ihrer Blüte mit vollen Kräften entgegensteilen. Ein solcher junger Wissenschaftszweig, der jetzt in vollster Entwicklung begriffen ist, ist die Meteorologie, die Lehre vom Wetter. Man darf sie nicht mit der Wettervorhersage verwechseln. Denn beurteilt man sie nach diesem kleinen und für sie sehr unwesentlichen Untergebiete, dann stände die Meteorologie noch immer da, wo sie vor 50 Jahren gestanden hat. Und sie kann dieses praktisch allerdings sehr wichtige Ziel gar nicht erreichen, als am Ende ihrer Entwicklung. Das Wetter vorauszusagen, das setzt voraus, daß sie alle Gesetze beherrscht, durch die das Wetter bedingt wird. Davon ist sie allerdings noch weit entfernt.

Aber sie arbeitet gerade jetzt mit großer Energie daran, diese verschiedenen Gesetze zu ergründen. Wie weit sie jetzt auf diesem Wege vorgebrungen ist und was ihr bis zum Ziele noch fehlt, darüber hat sich vor kurzem ein amerikanischer Meteorologe A. Lawrence Roth in einem Vortrag geäußert, den die Zeitschrift „Science“ veröffentlicht. Bis vor kurzem hat die Meteorologie sich vor allem darauf beschränkt, die Wetterverhältnisse unten am Erdboden zu erforschen. Zu diesem Zwecke

wurden allenthalben auf der ganzen Erde meteorologische Stationen errichtet, welche Register über die tägliche Temperatur, den Luftdruck, die Windrichtung, die Niederschläge und ähnliche Faktoren führten. Mit Ausnahme vom innersten Afrika und der Antarktis sind so die klimatischen Verhältnisse an der Oberfläche unseres Planeten gut bekannt. Allein das ganze Datenmaterial, das auf diese Weise aufgehäuft worden ist, bleibt doch für die Wissenschaft tot. Für das Klima eines bestimmten Ortes sind die Daten gute Führer, aber der Wissenschaft kann es gleichgültig sein, ob es heute in Berlin regnet oder morgen in Hammerfest Nordostwind weht. Sie muß zu ergründen suchen, warum es heute in Berlin regnet und morgen in Hammerfest Nordostwind weht. Aber dazu reicht diese Sammlung von klimatologischen Zahlen und Daten von der Oberfläche der Erde nicht aus. Man hat auch das Unzulängliche dieser Art von Wissenschaft bald erkannt, und das Streben ging dahin, die meteorologischen Verhältnisse in höheren Luftschichten zu erforschen. Gelegentlich unternommene Luftschifffahrten reichten dazu natürlich nicht aus. Solche teure und gefährliche Unternehmungen konnten nicht das gewaltige Beobachtungsmaterial herbeischaffen, dessen die Wissenschaft bedarf. Dagegen versprach man sich viel Erfolg von einer Errichtung meteorologischer Stationen auf hohen Bergen, die ja in die höheren Luftschichten hineinreichen. Seit 1871, wo auf dem Mount Washington in den Vereinigten Staaten das erste Bergobservatorium errichtet wurde, sind allenthalben solche Wetterstationen auf hohen Bergen angelegt worden. Allein heute ist man doch zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Institute nur Daten für das Wetter von Bergregionen geben, jedoch nichts über die Verhältnisse eruieren, die in gleicher Höhe in freier Luft herrschen. Dagegen kam man einen großen Schritt vorwärts, als die Idee ausgeführt wurde, unbemannt und mit Registrierapparaten versehene kleine Ballons in die Höhe zu senden. Selbst Drachen genügen, die meteorologischen Verhältnisse in den oberen Luftschichten zu erforschen. Diese Art, die ganze Luftsphäre unseres Planeten in den Kreis meteorologischer Beobachtungen zu ziehen, wird jetzt immer allgemeiner angewandt, und es ist wahrscheinlich, daß in sehr kurzer Zeit die klimatologischen Verhältnisse in irgendwelcher Höhe über einem Landstrich ebenso gut bekannt sein werden wie unten am Boden desselben.

Aber selbst wenn dieses Ziel erreicht ist, darf man noch nicht hoffen, die Gesetze des Wetterganges auf der Erde erforscht zu haben. Das größte und schwierigste Problem, die Kenntnis der Bewegungsgesetze der Atmosphäre, ist dann noch immer nicht gelöst. Denn diese Zirkulation der um die rotierende Erde gelagerten Luftschicht, die von der Sonne in verschiedener Weise erwärmt wird, scheint von sehr verschiedenen Faktoren abzuhängen, deren Werte wir noch nicht kennen. Dieses dünne Luftmeer ist so beweglich, es wird so von Wellen und Wirbeln durchzogen, und kleine Anstöße scheinen so große Veränderungen hervorzubringen, daß es äußerst schwierig ist, die Gesetzmäßigkeit dieser Bewegungen zu erkennen. Allerdings kennen wir auch die physikalischen Eigenschaften der Luft noch zu wenig. Roth schlägt daher vor, Stationen zu errichten, die sich mit dieser Seite der Meteorologie beschäftigen, welche allenthalben die Wärmemenge, die ein Ort von der Sonne erhält, bestimmen, ferner das Strahlungs- und Absorptionsvermögen der Luft, die Beziehungen zwischen Druck, Dichtigkeit und Temperatur, sodann die chemische Zusammensetzung der Luft, ihre Ionisation und Radioaktivität und ähnliches. Kurzum, man sieht, wieviele Faktoren, die für die Luftbewegung von Einfluß sind, noch der wissenschaftlichen Erforschung harren.

Wie sich gewisse konstante Zirkulationen der Luftschicht, z. B. die der Passatwinde in vielen Gebieten der Erde beobachten lassen, so wäre es vielleicht möglich, auch in den oberen Schichten ähnliche stetige Bewegungen zu konstatieren. Zu diesem Zwecke ist eine internationale Ballonbeobachtung organisiert worden, welche aus der Form und der Bewegung der Wolken auf die Vorgänge in den oberen Luftschichten Schlüsse zieht. Nebenbei lenkt sich die Aufmerksamkeit der Meteorologen auf gewisse Perioden in den atmosphärischen Ereignissen, Perioden, die mit kosmischen Vorgängen, so zum Beispiel den Sonnenflecken zusammen zu hängen scheinen.

So ist denn die Meteorologie mit regstem Eifer bei der Arbeit. Es fehlt ihr nicht an fruchtbaren Gesichtspunkten, sie kann jetzt planmäßig vorgehen, und bei der Energie, mit der heutzutage ein Ziel, wenn es einmal klar erkannt ist, verfolgt wird, lassen sich bald Entdeckungen erwarten, die auch allgemeineres Interesse erwecken. So haben jetzt schon die regen Bemühungen des Bekannten französischen Meteorologen Teisserenc de Bort, die Verhältnisse der höheren Luftschichten zu erforschen, zu einem schönen Ergebnis geführt. Wie der Forscher mittelst (Comptes rendus 1905 t. 140), hat er in den obersten Schichten der Luftschicht, oberhalb 10 Kilometer nach dreijährigen Beobachtungen ein ganz eigenes Verhalten der Temperatur gefunden. Den Wärmeverhältnissen nach hat man überhaupt drei verschiedene Zonen der Luftschicht zu unterscheiden. Die unterste, die vom Boden zwei bis drei Kilometer in die Höhe reicht, besitzt eine sehr unregelmäßige Wärmeverteilung. Die Linien, welche die Orte gleicher Temperatur verbinden, die sogenannten Isothermen, haben viele Einbiegungen und zeigen selbst geschlossene Kurven. Das bedeutet, daß ein Punkt in höherer Lage gleichzeitig eventuell dieselbe oder gar eine niedrigere Temperatur haben kann als ein direkt darunter gelegener. Ganz anders sind die Wärmeverhältnisse in der Zone zwischen 3 und 10 Kilometern. Hier verlaufen die Isothermen stetig parallel zu einander. Das heißt, in dieser Luftschicht nimmt die Temperatur

ganz regelmäßig von unten nach oben ab. Allein von 10 Kilometern an beginnt eine neue Zone, die hohe Atmosphäre. Hier hört die Temperaturabnahme plötzlich auf. Aber hier oben herrscht nicht etwa, wie man bisher annahm, eine ganz gleichmäßige Temperatur, die Tag und Nacht und zu jeder Jahreszeit dieselbe ist. Vielmehr haben sich nach Tag für Tag ausgeführten Sondierungen Temperaturerhebungen de Vort hier ganz unregelmäßige Schwankungen in der Temperatur ergeben, ähnlich denen, welche in der unteren Zone herrschen. Der absolute Wert der Temperatur ändert sich hier oft von einem Tage zum anderen ganz bedeutend. Dadurch entstehen Isothermenlinien von so komplizierter Konstruktion, daß man sie sofort von denen der mittleren Zone unterscheiden kann. Während man bisher den Erdboden als die große (natürlich von der Sonne gespeiste) Wärmequelle betrachtete, welche von unten her die Luft erwärmt, findet man plötzlich da oben, in einer Höhe von über 10 Kilometern, an mehreren Tagen viel höhere Temperaturen, als sie weiter unten herrschen, und man findet sehr große Schwankungen, ja noch größere als am Boden, der natürlich bei fehlendem Sonnenschein und klarer Luft sich sehr schnell abkühlt, andererseits sich aber auch wieder schnell erwärmt. Diese eigentümlichen Temperaturverhältnisse der Luft sind so zu erklären. In der Schicht unterhalb 10 Kilometer Höhe zirkulieren die eigentlichen Luftströmungen, es sind einheitliche Ströme, in denen die Temperatur nach oben zu gleichmäßig abnimmt. Unten am Boden werden sie jedoch durch die sehr schwankende Temperatur des Erdbodens beeinflusst. Daher finden wir unten über der Erdoberfläche eine Zone sehr unregelmäßig verlaufender Isothermen. Andererseits aber wird die an und für sich weniger kalte Luftschicht oberhalb 10 Kilometer durch die nach oben zu stark abgekühlten Luftmassen der Strömung in der mittleren Zone getroffen. Es stellen sich daher in der hohen Atmosphäre dieselben Temperaturschwankungen ein wie unten am Erdboden. Hier ist es der Erdboden, der mit seinen Wärmeschwankungen die Luftschicht beeinflusst, und da oben wird eine atmosphärische Schicht von der Kälte der unter ihr hinströmenden Luftmassen getroffen. Dazu kommt jedoch noch, daß sich in der hohen Atmosphäre nicht jene Strömungen geltend machen, welche einen Ausgleich der verschiedenen warmen Luftmassen herbeiführen. Hier sind warme und kalte Luftbezirke dicht nebeneinander, wie am Erdboden. Gerade in der Meteorologie, wo man sich mit so vielen unbefangenen Tatsachen, mit so vielen Faktoren von wechselnden Werten zufrieden geben muß, ist jede Entdeckung von konstanten Verhältnissen der Atmosphäre von großer Wichtigkeit, jede bedeutet einen Schritt weiter zur Erkenntnis des Mechanismus, der die Luftkühle unserer Erde beherrscht. —

Kleines feuilleton.

es. Im Goethe-Schiller-Archiv, dessen Lage so bevorzugt ist — es steht vom Hügel weit über die Stadt und drunten, von Bäumen verborgen, steigt die Alm, jenseits der Stadt erheben sich die sanft ansteigenden Hänge der Thüringer Berge —, findet eine besondere Schiller-Ausstellung statt. In den drei hohen und leichten Ausstellungssälen, in die man von der breiten Treppe aus gelangt, ist allerlei zu sehen, das auf Schiller Bezug hat. Die Wände der Säle sind ganz in Weiß gehalten, in den Ecken sind runde Schränke eingelassen, die die Bibliothek Schillers enthalten. Oben läuft eine zierliche, graue Ballustrade um den Raum.

Eine reichliche Anzahl Schillerbildnisse beweisen die Tatsache, wie verschieden ein Mensch dem andern erscheint. Neben vielem Konventionellen sehen wir eine Kopie des bekannten Grasschen Bildes, dessen Original im Körner-Museum zu Dresden: Schiller in sinnender Stellung, den Kopf auf die Hand gestützt. Dagegen hat Tischbein Schiller als antiken Heros gemalt, mit rotem Tuch, das sich breit um die Schultern schlingt. Kühn blickt das Auge. Dies Bild macht einen ganz fremden, gewollten und gequälten Eindruck. Andere wieder fassen Schiller als romantischen, schönen Jüngling auf. Wieder andere betonen den Trost durch die weit vorgeschobene Unterlippe. Nur wenige lassen ihn frei und ruhig in die Welt blicken.

Dann kommt allerlei Denkwürdiges. Die ganze Glocke mit Schnörkeln und Schmuck auf einem großen Blatt geflochten, mit 16 Darstellungen nach dem Inhalt in kleinen, feillich ausgeparten Feldern. Ein Blatt stellt den feierlichen Aktus der Aufnahme in die Karlschule dar, in der Mitte der Herzog. Schattenrisse und Porträts von Verwandten ergänzen die Sammlung.

Genelli, damals ein hochangesehener Künstler, leistet sich als Illustration zu einem Schillerschen Gedicht etwas Drolliges. Er läßt Schiller auf einem Pegasus in den Lüften herumvoltigieren, während unten dumm und gleichgültig die Kuh vor dem Pflug steht und der Bauer verdutzt nach oben schaut. Große, farbige Blätter stellen Szenen aus den Dramen dar, namentlich den „Mänern“ und „Wallenstein“. Meißt stört eine läbliche Theatralik, und die Technik ist grob und unknisterig. Am interessantesten sind noch einige flüchtige Skizzen nach der ersten Auf-führung des „Tell“ von G. Meyer, die schnell hingeschrieben sind und den Reiz des Augenblicks bewahren. Ein Stich stellt Schiller dar mit seiner Verlobten Charlotte v. Lengefeld und deren Schwester.

Schiller sitzt in der ungewandten Darstellung da wie ein Schulmeister und Lotte wie ein Schulmädchen, das gehorsam aufmerkt.

Auf rosa Seide prangt die in dem noch jetzt üblichen, lang-atmigen Kathederlatein abgefaßte Ernennung zum Professor. Stiche nach „Kabale und Liebe“ zeigen in ihrer Kleinheit reizvolle, lebendige Gruppierung, die betreffende Stelle aus dem Akt steht immer darunter. Dann folgen Reproduktionen nach Schillermonumenten und Schillerbüsten, sämtlich nach dem üblichen, charakterlosen Schema angefertigt. Schillers Wohnstätten erscheinen im Bild. Das kleine Häuschen in Loschwitz, die Schillerlaube in Blasewitz, das eigentümlich schiefe Siebelhäuschen in Loschwitz, das er ebenfalls bewohnte, Schillers Garten in Jena, das Geburtshaus in Marbach, nüchtern und ordentlich in der Bauart.

Auffallend ist ein Jugendbild, das Schiller als Schüler darstellt mit jugenhaftem Ausdruck, und das von Höfner 1781 nach dem Leben gemalte Bildnis, auf dem Schiller ganz anders als sonst erscheint, mit ruhigen, klugen Augen und weichen Gesichtszügen. Schillerplaketten, Photographien nach Schillerbildern reihen sich an. Darunter interessant das Bild des klugen, gewigigt aussehenden Vaters und der sanften und nachgiebig erscheinenden Mutter. Schillers Sohn ist auch vertreten. Er sieht vernünftig und behäbig in die Welt, war Forstmeister, und der Museumsdiener kopierte von ihm die Worte: „Mein Vater war ein kluger Mann, aber von der Forstwirtschaft verstand er nichts.“

Von Schillers Gattin ist eine kleine, anspruchslose Radierung da, eine Landschaft im Gebirge mit Bach, Steg und Haus.

Unter den vielen ausliegenden Originalbriefen interessiert der von Schillers Schwiegermutter, die auf die Werbung schreibt: „Ja, ich will Ihnen das beste und liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen, geben.“ Woran sich dann Fragen knüpfen, ob er ihr, „wenn auch nicht ein glänzendes Glück, so doch ein gutes Auskommen bieten könne.“

Weiterhin schreibt Schiller ihr dann nach erfolgter Eheschließung: „Freude, liebe chère mère! Vor zwei Stunden kam unsere liebe, kleine Frau mit einem frischen und munteren Jungen nieder. . . Der Junge war da, ehe wir es uns träumen ließen.“

In ausführlichen Kalendern bemerkte Schiller, wo er gewesen, wo er gegessen, wo er Besuch zu machen habe. Einmal findet sich die für Schillers Sparsinn bezeichnende Notiz: „Er hat mir noch die „Maria Stuart“, den „Macbeth“ und die zweite Auflage „Wallenstein“ zu bezahlen.“

Im Mittelraum liegen Manuskripte unter Glas aufgeschlagen, der „Tell“, der „Wallenstein“, der „Don Carlos“, Gedichte und Festspiele, alles sauber und genau geschrieben. Auch das Exemplar von Goethes Schriften, das Goethe Schiller 1795 schenkte, ist vorhanden.

So gibt das Ganze eine gute Vorstellung von der Welt und dem äußeren Leben und der Umgebung Schillers, in die es zwanglos und unterhaltend einführt. —

— Die Ruinen des Maschonalandes. Theodor Bent hat 1891, auf Grund archäologischer Forschungen an Ort und Stelle, die Behauptung aufgestellt, die Ruinen von Simbabwe (Zimbabwe) in Maschonaland seien einst eine befestigte Kulturstätte inmitten eines Goldminendistrikts gewesen, erbaut von Kolonisten des Sabäischer Reiches in Südarabien. Bents Entdeckungen und Deutungen bedürften aber wegen des lückenhaften und ungenügenden Materials, welches in allzu kurzer Zeit angeammelt worden, der auf erneute und gründliche Untersuchungen gestützten Bestätigung. Diese glaubt nun Richard Hall geliefert zu haben. In der Londoner Geographischen Gesellschaft hat er darüber am 23. Januar d. J. einen orientierenden Bericht erstattet. Hall, mit reichlichen Mitteln versehen, beschäftigte sich im ganzen acht Jahre lang mit den vielen über ganz Südarabien zerstreuten Ruinen aus vergangenen Jahrhunderten und hielt sich speziell in Simbabwe über zwei Jahre auf. Alle bisherigen, noch dürftigen Ausgrabungen wurden ungemein verbollständig und wertvolle neue wurden vorgenommen; sorgfältige Vergleiche nicht nur der Ruinen und der Fundstücke in Maschonaland untereinander wurden angestellt, sondern auch Vergleiche mit den Bauten in Arabien aus ältester und späterer Zeit. Als Endresultat ergab sich nach Hall folgendes: Die Zahl der jetzt in Rhodesia aufgefundenen Ruinen beträgt gegen 300. Sie gehören drei bestimmt zu unterscheidenden Perioden an, sind aber alle fremdländischen Ursprungs, mit Ausnahme einiger, die wahrscheinlich von den Eingeborenen den bereits vorhandenen nachgeahmt worden sind. Die jüngsten datieren aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert; sie sind zugleich die zahlreichsten. In das frühe Mittelalter müssen viele von jenen verlegt werden, die man bisher zu den ältesten rechnete. Aus der allerersten Periode, das heißt aus der Zeit der ersten Einwanderung aus dem Sabäischen Reich, existieren nur wenige Ueberreste, und zwar hauptsächlich in Simbabwe: einzelne Reste des elliptischen Tempels und der Akropolis und wahrscheinlich ein paar Mauern im „Mimental“. Unwiderleglich sieht jetzt fest, daß die Gründer und Erbauer von Simbabwe, die zugleich die Goldminen der nächsten Umgebung entdeckten und ausbeuteten, einem Volke von so hoch entwickelter Kultur angehörten, wie es in jenen ältesten Zeiten nur die semitischen Stämme in Babylon, Phönizien und Arabien waren. Sie waren einer Naturreligion ergeben (dem Sonnen- und Sternendienst); sie hatten astronomische Kenntnisse; denn durch die besondere Anlage ihrer Tempel suchten sie den Eintritt der verschiedenen Jahreszeiten und den Beginn der religiösen Festtage deutlich und genau zu markieren; sie verstanden

mit großer Kunstfertigkeit Mauern mit den charakteristischen Zickzack-Verzierungen zu errichten und die Specksteinblöcke auf praktische Weise zu bearbeiten. Aus den aufgefundenen Werkzeugen und Fußmobellen, aus dem zweckmäßigen Zueinandergreifen der entbedekten Minengänge sei zu entnehmen, daß sie sehr geschickt im Bergbau waren und ungeheure Schätze aus dem Boden gewannen. Hall vermutet, daß sie Gold im Werte mindestens von 75 Millionen Pfd. Sterl. zutage gefördert haben. — (Globus.)

hl. Ein Vermögen für eine Tulpenzwiebel. Vor kurzem bezahlte ein Herr aus Tarrytown im Staate New York 80 000 M. für ein einziges Exemplar einer neuen Kellensart. Die Kelle stammte von der „Lawson Kelle“, aber sie hatte gewisse Besonderheiten, die der Elternstod nicht besaß. Von ähnlichen Verläufen ist in den letzten Jahren öfter berichtet worden; aber sie sind nur selten im Vergleich zu der „Tulpenmanie“, die im siebzehnten Jahrhundert in Holland herrschte, und von der die „Household Words“ mancherlei Interessantes erzählt. Damals brachten einzelne Zwiebeln ungeheuerer Summen. Reiche Leute muhten unbedingt eine Tulpenansammlung haben. Der Preis einzelner Zwiebeln stieg höher als der der Edelmetalle; die Archive von Amsterdäm zeigen, daß eine Zwiebel, der „Vizekönig“ genannt, für 4203 Gulden verkauft wurde. Die Sucht, Tulpen zu besitzen, nahm ungläubliche Dimensionen an und ergriff alle Klassen der Bevölkerung in höchstem Maße. Solche Käufe waren an der Tagesordnung, und die Kaufleute wetteiferten mit einander, wer sich die seltensten Zwiebeln verschaffen oder die höchsten Preise bezahlen konnte. Ein Kaufmann aus Haarlem gab sein halbes Vermögen für eine Pflanze aus, nur um sie seinen Freunden und Bekannten zeigen zu können. Der Tulpenhandel hatte im Jahre 1634 den Markt so monopolisiert, daß alle anderen Industrien des Landes darüber vernachlässigt wurden; da die Preise immer noch stiegen, wagten manche Leute ihr ganzes Vermögen, um wenige Zwiebeln anzukaufen. Am wertvollsten war die Art „Semper Augustus“, von der es zu einer Zeit nur zwei Exemplare, eines in Amsterdäm und eines in Haarlem, gab. Natürlich wollte man gern eins von beiden besitzen; ein unternehmender Mann bot zwölf Acres Bauand für die Tulpe in Haarlem. Für die Amsterdämer bezahlte der Käufer 4600 Gulden, einen neuen Wagen, ein Paar Pferde und ein Geschirr. Für einzelne Zwiebeln der Varietät „Vizekönig“ wurden vier fette Ochsen, acht fette Schweine, zwölf fette Schafe, vier Last Roggen, ein Anzug und dergleichen gezahlt. Solche und ähnliche Tauschgeschäfte wurden öfter vorgenommen. Das Interesse war so groß, und die Leute verfuhrten dabei so geschäftsmäßig, daß im Jahre 1636 auf den Wörtern berichiedener großer Städte Märkte eingerichtet wurden; allmählich begann man zu spekulieren und es dauerte nicht lange, so waren einige „Tulpenjobber“ plötzlich reich geworden. Alle Besitztüder wurden in bares Geld verwandelt, oft mit großem Verlust, und mit dem Gelde wurde auf den Tulpenmärkten spekuliert. Auch Ausländer wurden von dem Fieber ergriffen, so daß Reichthümer nach Holland strömten und das Land sich in einer blühenden Lage befand. Dieser Zustand hielt aber nicht lange an; es kam ein großer Krach. Hunderte verarmten völlig. Natürlich verbreitete sich die Manie auch nach England, aber nur in beschränktem Maße. Die Zwiebeln wurden an der Londoner Börse verkauft, aber die Jobber konnten trotz aller ihrer Anstrengungen keine außerordentlichen Preise erzielen. Aber noch im Jahre 1835 brachte eine Zwiebel auf einer Auktion in London 1500 M., und eine andere war von einem Gärtner im Katalog mit 4300 M. angeführt. Infolge der Tulpenmanie in Holland kam es auch manchmal zu komischen Zwischenfällen. Ein Matrose bekam einmal zum Frühstück einen Wüdling geschenkt und steckte eine Zwiebel, die er auf dem Ladentisch liegen sah, in die Tasche, um sie dazu zu verzehren. Als der Besitzer seine Zwiebel vermißte, die einen Wert von 5000 M. besaß, herrschte große Aufregung im Laden, bis schließlich der Verdacht auf den Matrosen fiel. Der Kaufmann eilte zum Schiff, aber er konnte nur noch den letzten Bissen der Zwiebel im Munde des Matrosen verschwinden sehen. Der arme Kerl mußte jedoch mehrere Monate im Gefängnis zubringen, weil er ein so kostspieliges Frühstück verzehrt hatte. —

Völkerrunde.

io. Afrikanische Seife. Ein bekannter Satz sagt, am Seifenverbrauch könne man den Kulturstandpunkt eines Volkes bemessen; wenn dies richtig und der Seifenverbrauch allein maßgebend ist, muß Inner-Afrika ein ungemein hoch kultiviertes Land sein, denn in Togo allein z. B. werden jährlich für mehr als 50 000 M. Seifen eingeführt; und es scheint, daß diese Menge europäischer Seife nur für diejenigen bestimmt ist, denen die einheimische Seife nicht gut genug ist, denn der Hauptverbrauch wird im Lande selbst erzeugt. Natürlich liegt dort die Seifenherstellung, wie jede wirtschaftliche Tätigkeit, den Frauen ob, und ebenso natürlich ist es, daß diese Fabrikation heute noch nach primitiven Methoden ausgeübt wird. Nachdem man das Bedürfnis empfunden hatte, die besonders unter der Einwirkung der glühenden Sonne entstehenden Verunreinigungen der Haut zu beseitigen, und nachdem eine vielleicht auf zufälliger Beobachtung begründete Erfahrung in der Herstellung eines geeigneten Reinigungsmittels entstanden war, hatte man nicht mehr das Bedürfnis, etwas Besseres an Stelle des Guten zu setzen. Die Seife wird in der Weise hergestellt, daß man das

Holz von gewissen geeigneten Bäumen verbrennt. Die Asche schüttet man in einen Topf, dessen Boden ein Loch hat, über das man einige Holzstücke so legt, daß sie eine Art von Sieb bilden; darauf gießt man Wasser, das durch das Bodenloch langsam abfließt. Dies aschenhaltige Wasser benutzt man als die zur Seifenbereitung notwendige Lauge; sie wird zusammen mit Palmkernöl so lange gekocht, und zwar unter stetem Umrühren, bis aus dem Gemisch ein steifer Brei entstanden ist. Diesen Brei tut man in eine Form, die aus zwei aufeinander gelegten Eijschüsseln zusammengesetzt ist, in der dann der Brei erkalte und ziemlich hart wird. Nun ist die Seife, die Kugeln von der Größe unsrer Kegellugeln bildet, zum Gebrauch fertig. Sie hat zwar einen nicht besonders angenehmen Geruch, aber sie erfüllt ihren Zweck. —

Medizinisches.

hr. Die Pflege des kindlichen Gehörorgans. So viele segensreiche Erfolge die öffentliche Gesundheitspflege auch bereits erzielt hat, so darf sie doch nicht rastend stillstehen, sie hat immer wieder neue Aufgaben zu erfüllen, es gibt immer noch genug Elend und Unglück aus Krankheiten und Gebrechen, denen sich durch eine rationelle Hygiene vorbeugen ließe. Kann man sich z. B. unglücklichere Geschöpfe denken als die armen Kinder, die durch ansteckende Krankheiten in ihrer frühesten Jugend das Gehör eingebüßt haben, insofgedessen auch nicht sprechen lernen und nun als taubstumme Krüppel durchs Leben wandern müssen? Und doch hätten sich die meisten dieser Unglücksfälle durch eine rationelle Gesundheitspflege verhüten lassen. Man muß nämlich bedenken, daß die schweren Gehörstörungen nicht durch direkte Erkrankungen des Gehörorgans entstehen, sondern durch indirekte von der Nase und vom Rachen fortgeleitete Entzündungen. Bei den ansteckenden Kinderkrankheiten: Scharlach, Diphtherie, Masern und Keuchhusten erkranken nämlich immer die Nase, die Mund- und Rachenhöhle, ja die meisten dieser Erkrankungen nehmen von hier ihren Ausgang. Die Entzündung leitet sich dann nach dem Gehör fort, es entstehen Mittelohrkatarrh und Eiterungen, indem frantnaghende Keime nach dem Gehörorgan geschleubert werden. Letzteres ist am meisten gefährdet, wenn bereits vorher Nase und Rachen bei den Kindern chronisch erkrankt waren. Man gewöhne daher die Kinder daran, möglichst frühzeitig Nasen- und Rachenhöhle durch richtiges Schnauben und Spülen zu säubern, ebenso sollen die Kinder frühzeitig gurgeln lernen und den Mund und Rachen spülen. Ist eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, so muß die Schleimhautschwellung und Schleimanammlung beseitigt werden und nach dem Rate Prof. Ostmanns in Marburg die Nase durch ein Sprahz gespült werden. Nicht minder verlangt die Mundhöhle eine sorgfältige Pflege. Die Zähne sollen sorgfältig gebürstet und der Mund mit einer warmen Kochsalzlösung oder dünnem Kamillentee gespült werden.

Notizen.

- Auch Richard Beer-Hofmann (Wien) hat den ihm zuerkannten Anteil am Volks-Schillerpreise dem Stiftungsfonds geschenkt. Kann ihm kaum schwer gefallen sein: Sein Vater ist Millionär. —
- Reinhardt dürfte Direktor des Deutschen Theaters werden. Das Neue Theater wird dann Operettenbühne; die Leitung übernimmt Leopold Müller, der einen Monat lang Mittdirektor des National-Theaters gewesen. —
- Für das Kaiser Friedrich-Museum ist der älteste und größte bis jetzt bekannte Knüpfteppich — er stammt aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und war früher in einer Moschee zu Damaskus — angekauft worden. —
- Dem Bildhauer Rafael Donner (1692—1741) soll in Wien ein Denkmal errichtet werden. —
- Von dem Leipziger Professor Steindorff, der an der Cheops-Pyramide Ausgrabungen vornimmt, sind bis jetzt 50 Grabbauten aus Stein oder Ziegel freigelegt worden. Man kann in den Straßen dieser kleinen Gräberstadt umhergehen und in die Kulkammern eintreten, in denen einst den Toten von den Hinterbliebenen geopfert wurde. Die Schächte sind bisweilen 10 und 15 Meter tief in den Felsen gehauen; unten öffnet sich meist eine kleine Kammer, in der der Tote beigesetzt war. Die Skelette waren meist vermorscht. Die Mehrzahl der Gräber stammt aus dem dritten Jahrtausend vor Christi Geburt. Sie bergen eine sehr große Menge von Proben ägyptischer Kunsttätigkeit, namentlich lebenswahr gut erhaltene Steinfiguren von Würdenträgern, Beamten, Dienern, Fleischhockern, Milchseihern, Bierbauern, Schlächtern, Vätern zc. —
- In Burgdorf (Hammer) mußte dieser Tage der Schnellzug Hammer-Hamburg plötzlich halten. Zwei Frauen waren unter der geschlossenen Schranke eines Bahnüberganges durchgetrohen, mitten zwischen den Schienen stehen geblieben und in ein so eifriges Schwatzen gekommen, daß sie die ganze übrige Welt vergaßen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 14. Mai.